

Heiliges

Zur Ausstellung von Eveline Rabold

Es waren unspektakuläre Begegnungen. Ein Anruf, das Erklären der Absicht, das Einverständnis der Angesprochenen, das Treffen, der Gegenstand, mehrere Fotos mit der Digitalkamera. Und in der Regel eine Geschichte. Wobei, sagt Eveline Rabold, die älteren Frauen ausführlicher erzählten. Von den Jüngeren war oft sehr wenig zu erfahren, vielleicht gar nichts. Die Künstlerin hat die Frauen reden lassen, ohne großartig Fragen zu stellen. Wenn eine reden wollte, hat sie es getan, wenn nicht, dann eben nicht. Die Älteren hatten die Schleusen offen, von Anfang an. Die Geschichte floss aus ihnen raus.

Es sind die Geschichten, die den Umfang dieser Arbeit erkenntlich machen. Das Beiwerk, das sich eben nicht einfangen lässt, aber manifester ist als das Manifeste. Gehütet wie der gehütete Schatz, aber im Gegensatz zu diesem kein Gegenstand, sondern das pure Eigene. Das Allereigenste. Verborgen im Geheimnis der Seele, in der Intimität der Welterfahrung, mehr noch Fetisch als der Gegenstand selbst, der wie die Perle in der Auster ruht, in der Geschichte. Sage keiner, Frauen wüssten nicht, warum sie Perlenketten tragen!

Die Bitte hatte gelaundet: zeig mir etwas von dir, das dir heilig ist. Eveline Rabold hatte damit gerechnet, oder sagen wir: sie hatte befürchtet, dass Frauen, die Mütter sind, wie automatisch Fotos von ihren Kindern und Enkelkindern zücken, wenn nicht die Kinder selbst vorführen würden. Nichts davon, aber so gar nichts davon!



Da ist die Uhr der Mutter. Die Sechsendvierzigjährige legt sie in ihre Hand wie in ein Kissen. Allein die Zartheit dieser Demonstration in der geöffneten Hand, die sagt: ich zeige dir etwas, weil du mein Vertrauen hast. Aber ich werde die Hand dann auch wieder zumachen, mein Geheimnis einstecken und es weiter für mich behalten. Es gehört ja auch nur mir. Jetzt aber, für diesen einen Augenblick, ist es kurz zugänglich. Ich bin bereit, es herzuzeigen. Versuchen Sie es einmal: Schließen Sie die Hand. Und dann öffnen Sie sie langsam. Ist es nicht so, dass man wie automatisch ein Geheimnis beim Öffnen der Hand in der Hand erwartet? Denn alles, was sich öffnet, entwickelt einen Sog in sich hinein. Und ist es nicht so, dass sich tatsächlich ein Geheimnis in der Hand offenbart, selbst wenn sie leer ist? Aber sie ist nicht leer, es liegt eine Uhr in ihr. Eine Winzigkeit aus Gold, deren physisches Ausmaß man ungefähr einschätzen kann, wenn man es mit dem des Eherings daneben vergleicht. Die Inhaberin betont, als ob es ihr wichtig wäre, es zu betonen, dass ihr die Uhr noch zu Lebzeiten der Mutter von ihr vermacht wurde. Geschenkt. Kein Erbstück also, sondern der Ausdruck bewusster Zuwendung seitens der Mutter. Der Augenblick, wo die Mutter das Mädchen, das drei Geschwister hat, mit ins Zimmer nimmt. Der Augenblick, wo die Mutter vielleicht die Kommode öffnet - wir sind wieder beim Öffnen! -, vielleicht eine Schatulle herauszieht, sie öffnet, und aus der Ansammlung von Kleinoden und Schmuck die Uhr nimmt. Und dann sagt, vielleicht: Die schenke ich dir. Sie ist aus Gold. Dieser Augenblick, festgeschrieben für ein ganzes Leben. Die Mutter und die Tochter. Und die Uhr, die der Augenblick Liebe ist. Und Eveline drückt auf den Auslöser der Kamera. Danach wird die Inhaberin der Uhr, eine burgenländische

Kroatin, sie nicht wieder in der Hand verstecken, sondern aufziehen, die Zeit einstellen und um ihr Handgelenk legen. Einige Minuten tragen. Am Abend wird sie sie wieder zurück in die Schatulle zu den anderen Kleinoden legen und die Kommode schließen und das Zimmer wieder verlassen. Vielleicht. Oder wahrscheinlich.



Kommen wir zur anderen Uhr. Sie prangt immer am Handgelenk ihrer Trägerin, einer fünfundzwanzigjährigen Romni aus Oberwart. Es ist keine zarte Frauenhandbanduhr, es ist eine Männeruhr. Sie hatte dem Opa gehört. Dann hatte sie der Vater getragen. Er hatte sie dem Mädchen weitergegeben, damit sie keinen Schaden davon trüge, weil er befürchtete, sie könnte bei der Arbeit kaputt gehen. Dieses Mal ist es nicht die Mutter, es sind der Großvater und der Vater. Die Heiligen an der Hand des Mädchens, das als Adoptierte bei fremden Eltern aufwuchs. Sie sagt nicht, ob die Uhr vom wirklichen Großvater, vom leiblichen Vater stammt. Sie kommt auch nicht auf die Idee, diesen Unterschied zu machen, nicht jetzt in der Beziehung zu dieser Uhr. Es gibt nur den einen Großvater und den einen Vater. Und es bleibt dabei: Der Großvater hat die Uhr als erster getragen. Dann der Vater. Jetzt sie. Sie hatte keine Sekunde gezögert, als Eveline sie um das Heilige bat. Sie hatte sofort gewusst, was sie ihr zeigen würde.



Bleiben wir beim Vater. Die Elfjährige hat ebenfalls keine Zweifel, was ihr das Heiligste ist. Es ist ein Foto ihres Vaters, den sie nur sehr sehr selten sieht, mal ist er in Skandinavien, dann wieder zurück in Tunesien. Der Kontakt zu dem Mädchen lief über ihre Mutter. Diese war der Meinung gewesen, wenn schon, dann würde ihre Tochter wohl eher das Foto ihres verstorbenen Halbbruders väterlicherseits herzeigen. Nein, es ist der Vater. Laut Mutter gäbe es ein besseres Foto von ihm, aber wie sieht schon die Mutter den Vater ihrer Tochter und wie sieht die Tochter selbst ihren Vater? Das Foto steht nicht irgendwo auf einem Tisch oder auf dem Nachtkästchen neben dem Bett, hübsch gerahmt, nein. Es steckt in der blauen Geldbörse und die blaue Geldbörse steckt in der Hose. Oder in der Jacke. Er ist immer bei ihr, der ferne Vater. Es reicht sein Bildnis. Es muss reichen. Sie hat sich das Leben mit einem Bildnis eingerichtet. Man stelle sich die Tragödie vor, würde sie jemals zusammenleben mit ihm: sie würde sehr schnell ihn, den Wirklichen, als das unwirkliche Bildnis einer lebendigen Erinnerung an einen Vater empfinden, den sie nie wirklich gehabt hat. Der wichtig wurde in der Weise, wie sie ihn nie gehabt hatte, der wichtig werden konnte, weil sie ihn nie gehabt hatte. Das Heilige ist auch eine Projektion, die sich nie entblättern möge. Ummantelt von den Schichtungen der Phantasie birgt sie einen Kern, der ohne Umhüllung wahrscheinlich schnell seine Größe verlöre, seine Innigkeit, seine Wahrheit auf das eigene Leben. Das Heilige, die Erinnerung an das Mögliche, das sich nicht vergegenständlichen darf. Das Gegenstand eines Fotos bleiben wird.

Kehren wir noch einmal zur Mutter zurück. Das Firmungskränzchen, gehalten von den Fingern der dreiundsechzigjährigen Tochter. Sie hat ihre Mutter nicht wirklich gekannt, sie ist gestorben, als das Mädchen drei Jahre alt war. Der Vater wollte ihr erst von ihr erzählen, wenn sie älter wäre. So ist ihre Erinnerung an die Mutter verblasst. Da sind nur Erinnerungsstücke wie beispielsweise auch ein Teddybär, der ihrer Mutter gehört hatte. Sie erschrickt, als sie gewahrt, dass alles mit der Mutter zu tun hat, auch das ihr Allerheiligste, der Grabstein. Sie wird einst dort liegen, wo die



Mutter liegt. Sie wird neben der Mutter liegen. Rückkehr zur unerreichten Mutter erst im Tod. Bis dahin ist der Teddybär da, auch das Firmungskränzchen. Der Tüll, der zugleich mit ihm und mittlerweile in Symbiose mit ihm aufbewahrt wird, ist neueren Datums. Ihn hat die Tochter als kleine Kränzlerin bei einer Hochzeit getragen. Und während die Frau beides zum Objektiv hält, liegt das Leichentuch ihrer Großmutter wie ein Tischtuch über

ihren Oberschenkeln, es ragt von unten her als weißes Dreieck ins Bild. Es ist ihr selbst nicht bewusst. Jetzt ist es ihr doch bewusst. Sie hat drei Generationen von Frauen zu einer Identität verschmolzen und zu sich, der Frau dazwischen, hinzu gefügt. Das Heilige ist der Bogen der Wahrheit, niemals nur das Detail. Die Wahrheit besteht aus uns allen: Großmutter, Mutter, Tochter. In ihnen bin ich.



Und noch einmal zum Vater. Die Bücher im Regal sind ihr heilig. Da ist aber auch noch etwas, das ihr genauso heilig ist. Ein Receiver, wie die Fünfunddreißigjährige das Gerät nennt. Als der Vater die Mutter geheiratet habe, erzählt sie, sei mit ihm und dem Receiver auch Musik in die Familie gekommen. Die von Jimmi Hendrix, Cream und anderen. Der Receiver sei auch eine sentimentale

Erinnerung an eine glückliche Epoche der Kindheit. Er funktioniere immer noch, sei wunderschön und der Sound der selbstgebastelten Boxen übrigens sensationell.

Wir werden noch einmal zu einer Mutter kommen, womit dann fast die Hälfte des Heiligen entweder mit einem Vater oder einer Mutter etwas zu tun hatte, kein einziges Mal jedoch mit beiden gemeinsam. Das Heilige erzählt auch und immer wieder auch von einer schwierigen Beziehung, von einer gebrochenen, von einer unmöglichen. Von der Sehnsucht, die tief in der Kindheit schlummert. Dort sind die Sehnsüchte am fatalsten. Offenbar.



Die Geige, das Objekt der Hassliebe. Des bangen Lernens in der Kindheit und Jugend, des stundenlangen Übens der heute 41jährigen Profimusikerin. Der Marter, der Hoffnung, des Verzweifeln, des Scheiterns. Der Freude, auch das. Das Instrument als Lebenspartner. Abgelegt wie die Geige des anderen Lebenspartners, des fleischlichen und menschlichen, auf der Ablage vor dem Fenster. Ein

Schwelleninstrument. So wie die Hand zugreift, ist der Zugriff zwar entschlossen, aber er ist doch auch ein Angebot, eine Bitte, vielleicht sogar ein Flehen. Wie schwer ist doch dieses leichte Instrument! Wie schwierig ist doch dieser Zugriff auf das schwierigste, komplexeste, neurotischste Instrument, das die lebende und die vergangene Musik kennt. Neurotisch, weil es noch jeden neurotisch gemacht hat, der die Vermessenheit eines Zugriffs hatte. Die Eltern hatten die Geige günstig gekauft, ein auf einem Dachboden aufgefundenes Instrument. Geißenhof. Durch einen Sprung nicht mehr ganz so wertvoll, wie es das sein könnte. Sie weiß, und sie weiß es jetzt wieder einmal, als ob sie es nicht früher auch gewusst hätte, dass dieses autoritäre Instrument es nicht verträgt, sozusagen nebenbei geübt zu werden. Hin und wieder. Die Geige will alles, nicht ein biss-

chen von etwas. Die Musikerin hatte sich auf ein anderes Instrument konzentriert, das nicht wesentlich unschwieriger ist als die Geige selbst, wenn schon denn schon. Aber die Geige ist ihr, vorläufig doch, als das Heilige, weil die Wurzel jedes Bezugs zur Musik und der Passion in der Musik geblieben. Das Heilige ist das ein für alle mal Originäre, das Unauslöschliche. Der höchst intime und dadurch so mächtige Kampf um die Auffindung des Eigenen. Das Heilige ist sich auch einer Hassliebe wert, der Rache am Heiligen. Sie ist die Steigerung ritueller Selbstbehauptung, das Geheimnis der Medea, die ihre Kinder tötet.



Wir blicken noch einmal in die Hand einer Frau, in die Hand einer Vierundachtzigjährigen. Es ist ein Anhänger aus Stoff, den ihr eine Freundin aus Japan mitgebracht hat. Einmal hat sie gewusst, was die Schriftzeichen bedeuten, mittlerweile hat sie es vergessen. Es ist auch nicht wichtig. Wichtig ist nur, dass sie diesen Anhänger bei sich hat. Bei sich weiß. Er hängt üblicherweise über ihrem Bett. Er geht aber auch auf jede Reise mit. Sie hätte, sagt die Frau der Künstlerin, sie hätte auch noch einige andere Sachen, die ihr heilig sind. Zum Beispiel den Ring, den ihr ihr Mann mit dem ersten selbst verdienten Geld geschenkt hatte. Er war irgendwann bei Gartenarbeiten verloren gegangen, worüber sie sich furchtbar gekränkt habe. Jahre später habe sie, als sie das Gartentor zumachte, etwas im Gras funkeln gesehen. Der Ring sei aber furchtbar verbogen und der Stein kaputt gewesen. Eine Freundin habe ihr den Ring später heimlich entwendet und mit einem neuen Stein in restauriertem Zustand zu Weihnachten geschenkt. Der Ring sei ihr heilig. Aber nicht so heilig wie dieser billige kleine Anhänger mit den japanischen Schriftzeichen. Der Ring sei ein Erinnerungsrelikt an ihren Mann, für den sie ein Leben lang da gewesen sei. Aber dieser kleine Stoffanhänger, der sei nur für sie da, für sie ganz alleine. Das macht ihn bedeutsam wie kein anderes Ding. Sie stehe ganz und gar im Schutz dieses Dings. Das Heilige ist ein Ding, das über den Gesetzen des profanen Lebens waltet. Und im Profanen verankert ist.



Wir sind bei Tagebüchern. Bei Tagebuchheften. Sie sind die niedergeschriebene Geschichte des letzten Jahres, in dem sich so über alle Maßen viel ereignet hat. Mehr an Erzählung bleibt uns die achtundzwanzigjährige Frau schuldig. Sie ruht zwischen den Umschlägen der Tagebuchhefte. Dort ist sie aufgehoben, ob gut oder schlecht, das ist nicht wichtig. Hauptsache aufgehoben. Ein Kleinod auch, sozusagen. Wie sich das Leben seine individuellen Geschichten, die für den einzelnen mitunter auch die ganz großen Geschichten sind, in Kleinode verwandelt. Es war einmal so, auch wenn es nie wieder so sein wird, aber ich hänge es mir um den Hals als unsichtbares Diadem. Einmal war es so, in diesen Heften ist alles bezeugt. Ich muss nicht einmal in diesen Heften lesen, ein Blick auf sie genügt, und ich weiß, wie sich das unsichtbare Diadem um meinen Hals anfühlt, wie es aussieht, wie es schmeckt, wie es riecht, wie sich der große Orkan angreift, der über mich fegte und mich zersplitterte und mich neu entstehen ließ. Und dann ist mir eigentlich noch etwas heilig, ein Armreif. Und ein Gedicht von Trakl, der seine Gedichte wer weiß wohin notiert haben mag, vielleicht auch in irgendwelche Hefte mit Umschlägen. Das Heilige ist Erinnerung an Lebendes und Totes, ist das Innigsein mit dem Kreislauf aus Erstehendem und Absterbendem. Es ist der Fixpunkt, der einen Umschlag hat, aber keine Gestalt. Gottes Name ist unnennbar.



Die Natur. Die Natur ist Wesen und Abstraktion. In gewissen Verbindungen ist sie beides, zum Beispiel in ihrer Heilkraft. Sie wirft das Denaturierte auf sich, die Natur zurück. Durchaus schmerzhaft, wie uns die jüngsten planetarischen Katastrophen zeigen. Sie sucht nach dem Gleichgewicht, sie erzwingt es sich, wo wir mit vermessenen Händen in ihre Gesetze gefuscht haben. Eines der Elemente, das unsere Gier und Räuberei auch immer wieder sehr deutlich zu spüren bekommt, ist die Erde. Sie ist die Heimat der Wurzeln, auch unserer Wurzeln. Die umso stärker sind, als wir wissen, dass wir immer und überall zu ihnen zurückkehren werden, und sei es spätestens dann, wenn uns der Tod ins allerletzte Loch versenkt. Wir gehen und stehen nicht nur auf der Erde, wir sitzen auch auf ihr. Im Sitzen keimt die Ruhe, die das Beobachten möglich macht, das Hineinbeobachten in die Welt, das die Wurzel der Erkenntnis ist. Im Stehen, Gehen und Laufen machen wir uns die Erde untertan. Im Sitzen und Liegen auf ihr werden wir zu ihrer Verbündeten. Die Erde ist heilig. Sie ist die Ernährerin. Und sie ist wesenhaft wir alle, weil sie alle Stoffe in sich birgt, die in Summe auch in unseren Körpern für den Ausgleich innerhalb eines immer rumorenden Kreislaufes sorgen. Die Erde ist der Boden, auf dem mein Garten blüht, den ich so sehr liebe; der mir die engste Heimat ist; über die ich verfüge. Die über mich verfügt. Diese Heimat ist mir heilig, sie ist das Wissen, vielleicht noch mehr die Ahnung auf den Sinn meines Existierens. Das Wort Heimatboden existiert auch noch in einem anderen Umfang als in dem der völkischen Propaganda. Diesen Umfang lass ich mir nicht wegnehmen, er entzieht sich jeder Propaganda. So sehr mein Beruf unsere Wurzeln in ihm auch propagiert. Auch mein Beruf ist mir wichtig, der Ich ist: die Berufung zu heilen. Er ist die Erde, auf der ich sitze, die verbündete Erde.



Aus der Erde wachsen die Bäume. Die sichtbaren Teile des Baumes bewegen sich aus der Erde hinaus, sie strömen in den Himmel, in die Lüfte, in jenen Teil, aus dem wir die Substanz für unser Atmen beziehen. Dort passiert die Geschichte, die Geschichten. Dort steht ein kleiner Wald, der mir gehört. Er hat meinen Eltern gehört. Ich habe dort meine Kindheit erlebt, der Gemüsegarten war auch dort. Ein kleiner Bach rinnt auch vorbei. Dort war man ständig. Zumindest in der Erinnerung. Dort konnte man sich ins Gras legen und in den Himmel schauen und sich denken: da oben ist der Herrgott zu Hause. Damals, als der Himmel noch frei war für die Gedanklichkeit des Naiven. Als die ganze Welt noch eine Familie war, in der sich alles, zwar weit, aber doch in einer gewissen Überschaubarkeit abspielte. Da kann ich die Eiche auch heute noch als meinen Bruder umarmen, denn mein Bruder Baum ist ein Fixpunkt in meinem Leben, der mich nie verlassen wird. Er ist mir heilig, weil ich zu ihm zurückkehren kann, wann immer ich ihn brauche. Damals, sagt die heute Dreißigjährige, bin ich in diesen meinen Wald gelaufen, wenn es Schwierigkeiten zu Hause gab, und habe mir geschworen, dort zu bleiben, für immer. Der Hunger hat mich dann zwar wieder nach Hause getrieben, aber irgendwie bin ich immer dort geblieben. Würde ich ihn jemals verkaufen, ich würde mich selbst verkaufen. Ich hoffe nur, sagt sie, dass auch meine Kinder ihn nicht verkaufen. Das Heilige überdauert also auch das eigene Leben. Es hat, so gesehen, nicht Anfang und nicht Ende. Es umfasst mich, wie ich meinen Bruder umfasse, die Eiche.

Zur Auswahl stehen: ein Bild, das sie in einer schwierigen Phase ihres Lebens gemalt hat, in



dem sie ein traumatisches Ereignis verarbeitet hat. Oder eine Buddhastatue. Das Bild ist ihr dann vielleicht doch zu intim, zu lebendig, zu aufrührerisch im Empfinden. Zu unfertig. Jedenfalls mit weniger Gewissheit, beruhigender Gewissheit verbunden wie die Statue. Die nicht dadurch besonders ist, dass es sich um das Bildnis eines Gottes handelt, sondern durch die Umstände ihrer Beziehung zu ihr. Wieder einmal also ist es die Geschichte, die einen

Gegenstand bedeutsam macht. Man weilt öfter mal in Sri Lanka, und man hat auch schon lange nach einem Mitbringsel gesucht, aber meist nur Kitsch angetroffen. Dann war man auf einem Berg, auf dem ein Tempel steht. Dort hatte sich der Herrscher in seiner Angst vor Verfolgung eine Festung gebaut, eine Einmauerung. Der Weg dorthin ist mühsam, weil er allen mühsam sein sollte, zuallererst den Feinden des Herrschers. Heute den fremdheitshungernden Touristen, die aber nicht weniger ehrgeizig sind in ihren Eroberungsfeldzügen wie die rivalisierenden Herrscher der Vergangenheit. Nach der Besichtigung noch einmal der gleiche Weg, dieses Mal hinunter. Das ist nicht weniger anstrengend als hinauf. Das Abenteuer der heil überstandenen Eroberung steckt irgendwie in den Gliedern. Und da fällt auf dem Markt am Fuße der Festung der Blick auf eine Statue. Da ist es plötzlich, das Mitbringsel, das vom Kitsch befreite Antlitz des Buddha. Da plötzlich verfügt es über die wahrhaftige Zuversicht, über die Vertrautheit, die sich doch Distanz gebietet. Das Gesuchte war nicht gesucht, sondern umso mehr gefunden. Ein Stück Heimat, wiederum und doch anders als in der Erde, ein Stück Heimat lediglich in einem Augenblick. Ein Stück Augenblick in einer Statue, die heute im Wohnzimmer steht. Kleine Opfergeschenke rund um sie. Sie beschützt mich, sagt die Frau. Vielleicht ist es gar nicht nötig, dass sie die Statue dabei auch im Blick hat. Es genügt, dass sie irgendwo an ihrer Seite und in ihrem Rücken die Gewissheit des schützenden Augenblicks hat. Er ist ewig wie die Gottheit selbst.



Kommen wir zu den Steinen und ihrer rätselhaften Konsistenz. Sie sammelt die Steine wie eine Süchtige. Überall, wo sie sich aufhält, sucht und findet sie Steine, die sie an sich nehmen möchte. Und es auch tut. Sie ist eine Steineräuberin. Die Affinität zu den Steinen. Die Stummheit, die die Beredtheit der Ewigkeit in sich trägt, denn wer mag sich vorstellen, dass die Steine irgendwann entstanden wären? Und ein Ablaufdatum haben sie nur, wenn sie in unsere Maschinen geraten und von diesen zermalmt werden. Oder sie erhalten ein neues Entstehungsdatum, wenn sie von den Händen der Bildhauerin in eine andere Form gehauen werden. Das Geschenk der

Bildhauerin. Der Freundin, mit der man sie gelegentlich schon verwechselt hat, weil die Frauen einander so ähnlich sehen. Für eher oberflächlich Sehende. Das Geschenk der Bildhauerin hat noch nicht den passenden Sockel. Aber doch schon seinen Platz im neu hergerichteten Haus der wuchernden Vergangenheit, in der sie nun auch wieder wohnt, nun eher bereit, die Vergangenheit Vergangenheit sein zu lassen. Heilig sind ihr auch die Bücher, die weichen Speicher des Ewigen, des ewig Gültigen. Bücher und Steine, ein höchst unterschiedliches Geschwisterpaar. Und doch Geschwister. Die Wahl fällt auf das Geschenk der Bildhauerin. Das Geschenk. Geschenke haben die Bedeutung, sagt man, einander gut gesinnt zu stimmen und zu erhalten. Manche Geschenke können noch mehr. Sie können hineinfahren in uns und die Kerbe einer unerwarteten Vertrautheit

schlagen. Dann sind wir bereichert und beschämt. Und zuletzt, wenn wir es akzeptiert haben, tatsächlich beschenkt. Das Heilige, das Geschenk. Die Demut vor der Macht außerhalb meiner Selbst, die nur, und ausschließlich nur in meinem Vertrauen begründet liegt. Was anderes als der Stein speichert so viel Geheimnis?



Die achtzehnjährige Maturantin hat den Stein um den Hals hängen. Vielmehr trägt sie ein aus Stein geschnitztes Anhängsel um den Hals, das aus einer Hand besteht, die einen grünen Stein hält. Die Hand im festen Zugriff auf den Stein, dem es offenbar gefällt, von dieser Hand gehalten und beschützt zu werden. Dabei sieht man, wie sehr sich die Hand dem Stein fügt, ja dass die Hand ganz und vollkommen darauf ausgerichtet ist, diesen, und nur diesen Stein zu halten und das in alle Ewigkeit. Stein und Hand wären ohne einander nichts. Aber beide miteinander sind einander Gefäß und Inhalt, die geformte Ganzheit. Sie sei mit ihrer besten Freundin und deren Freund in Nizza gewesen, erzählt die junge Frau. Dort haben sich alle drei dieses Anhängsel gekauft, als Symbol für dieses gemeinsam Sein, für ihre Freundschaft. Die beste Freundin ist noch immer die beste Freundin, diese ist aber nicht mehr mit ihrem Freund zusammen. Und trotzdem verbindet sie alle drei noch etwas, und es ist dieses Anhängsel, dem die Erinnerung an eine gemeinsam verlebte Zeit anhängt. Die Erinnerung ist ihr heilig, weil es das Anhängsel ist. Heilig ist ihr die Vorstellung: ich habe zwei Freunde. Nein: man kann zwei Freunde haben. Das Leben hält die Freundschaft für uns bereit. Wir können uns einander auch übergeben. Die Einsamkeit ist gewiss. Aber die Freundschaft ist es auch. Das Heilige ist das Gefundene. Es kann auf einem Markt gefunden werden. Es kann an einer Küste gefunden werden. Es kann durch einen Blick in die Augen eines anderen gefunden worden sein. Es kann gar nicht gefunden werden und doch als Findling an unserem Hals hängen, umhüllt von einer Hand, die ebenfalls nicht gefunden werden kann und doch gefunden wurde. Das Heilige ist das Möglichwerden im Unmöglichen.



Es kann aber auch nur und ausschließlich nur gefunden sein, quasi auf der Straße. Aber was ist schon die Straße? Sie, die Pharmazeutin, ist knapp vierzig und reist gerne. Die Reise verändert unseren eingefahrenen Blick. Die Reise erlöst uns aus der Festgefahrenheit. Die Reise ist das Unterwegs vor allem der Seele, dann erst des Körpers. Natürlich nur für die oder den, die oder der die Reise noch anders versteht denn als die lachhaft traurige Variante der Perpetuierung des Eigenen im vermeintlich Fremden. Der Reisende ist unterwegs und das Unterwegs ist rund um ihn, auch wenn es steht und sich nicht bewegt. Und dann liegt dieses Teil des lebendigen Unterwegs irgendwo auf der Straße, im Rinnsal. Oder abseits des Weges als kleiner bemalter Scherben. Oder als unbehauste Muschel irgendwo an der endlosen Küste des Meeres. Und man bückt sich nach ihm, nach dem unscheinbaren Detail unter den Milliarden Details. Und siehe, da plötzlich ist es bedeutsam geworden, das Unbedeutende. Da hebt es sich von den Milliarden anderer Details ab. Da hat es Wesenhaftigkeit, die echte, die nicht nur vorhandene, sondern unverwechselbare Wesenhaftigkeit erhalten ausschließlich durch den Blick, den es auf sich gezogen hat. Und man hat sich gebückt und man streckt tatsächlich die Finger nach ihm aus. Was für ein Augenblick des Unterwegs! Hin zur Wandlung der Unscheinbarkeiten ins Wesenhafte. Kein Ding der Welt ist es wert, für wertvoller gehalten zu werden als das andere. Und doch, jedes

Ding hat den Wert, für wertvoll erachtet zu werden einzig durch meine Zuwendung. So entsteht das Heilige zuletzt durch meine Aufmerksamkeit. Durch meine hingebende Aufmerksamkeit. Durch meine Reise in das nicht Fassbare, das ich fassbar mache durch meine Sorgfalt auf das wenigste und kleinste. Das ist der radikal andere Blick. Er hat nicht die Börsen geschaffen und ihre dominante Wirklichkeit. Er schafft unser Überleben. Das Heilige ist Überleben, weil das Leben im Unscheinbarsten noch heilig ist. Die irgendwo gefundenen Figuren trage ich in der Brieftasche. Die Scherbe lasse ich unbedeckt, damit der Schmetterling auf ihr fliegen kann. Und in der Muschel lasse ich das Meer rauschen, mein geliebtes.



Kehren wir am Ende noch einmal zur Mutter zurück. Da ist ein Ring von ihr. Er ist in einer kleinen Schachtel deponiert, die ihrerseits wieder in einer Schmuckschatulle untergebracht ist. Die Schatulle in der Schatulle in der Schatulle. Sie trägt den Ring der Mutter nur zu bestimmten Anlässen, etwa bei schwierigen Terminen oder Gesprächen. Die Mutter hilft ihr über die Wirkung dieses Ringes. In welcher Kultur wäre dem Ring, jener Geschlossenheit in sich, nicht magische Bedeutung beigemessen worden? Selbst Hollywood lebt davon. Die Mutter ist vor anderthalb Jahren gestorben. Davor war sie über Jahre ein schwerer Pflegefall gewesen. Die Tochter hatte sich ihrer Pflege angenommen. Ich hätte es nicht getan, sagt sie heute, wenn ich nicht auch etwas davon gehabt hätte. Die Mutter war eine Person, die sich mit dem Zeigen ihrer Zuneigung schwer getan hat, das kleine Mädchen hatte darunter gelitten. Jetzt, da die Mutter pflegebedürftig war, konnte sich die erwachsene Tochter etwas von der Mutter zurückholen. Abhängigkeit lässt Beziehungen eng werden, sehr eng sogar. Sie musste die Mutter aufheben und waschen. Und holte sich die als Mädchen vermisste körperliche Beziehung auf diese Weise zurück. Das Heilige ist Rehabilitation der Sehnsucht.

Im Prinzip gäbe es etwas, das ihr noch heiliger sei als der Ring. Ein Foto von der Mutter. Das wollte sie aber nicht herzeigen, das sei zu persönlich. Auch bei einigen anderen Frauen hatte es zuletzt noch etwas gegeben, das noch wichtiger war als das, was sie der Fotografin letztlich gezeigt hatten. In einem Fall wusste die Inhaberin gar nicht, wo sie es aufbewahrt hatte. Es ist nicht wichtig, den geliebten Fetisch Tag für Tag in den Händen zu halten. Es ist nicht einmal wichtig, zu wissen, wo er sich versteckt. Irgendwo in meiner direkten Nähe ist er ja ohnehin. Es genügt zu wissen, dass er da ist. Und selbst wenn ich wüsste, wo er ist, hielte ich ihn versteckt. Vor dem Blick der anderen, die mit ihm ohnehin nichts anzufangen wissen. Nein nein, der gehört mir, nur mir. Das letzte, das wirkliche, das tiefe Geheimnis zeigt man am Ende nicht her. Es ist das, was ich selbst bin. Ich. Das Mysterium. Es ist tiefer als jedes Empfinden für einen abstrakten Gott. Es ist das Wesen der Dinge und der Welt. In mir und aus mir und durch mich.